

34. Jhg. FEBRUAR 2024 Nr. 2 (423)

MASURISCHE STORCHENPOST



21. Februar 2024 - Welttag der Muttersprache. Der internationale Tag der Muttersprache erinnert jedes Jahr daran, dass ohne Sprache menschliche Kommunikation kaum denkbar ist. 6000 Sprachen gibt es weltweit, doch die Hälfte von ihnen ist vom Verschwinden bedroht. Die UNESCO feiert deshalb einmal im Jahr den Tag der Muttersprache. Und erinnert an die Bedeutung der Sprachenvielfalt. S. 3



Janusz Mallek

**Das Verschwinden
des masurenischen Volkes**

**Grzegorz Supady: Janusz Malleks Buch Zanik ludu mazurskiego
jetzt in deutscher Übersetzung S. 20**

Der Internationale Tag der Muttersprache

21. März 2024

Jedes Jahr am 21. Februar wird der internationale Tag der Muttersprache gefeiert.

Dieser von der UNESCO eingeführte Feiertag wird **am 21. Februar** begangen und hat zum Ziel, die sprachliche und kulturelle Vielfalt und Mehrsprachigkeit zu fördern.

Aus diesem Anlass planen die Organisationen der deutschen Minderheit, den Tag auf besondere Weise zu feiern.

Im Jahr 1999 beschloss die **UNESCO** den 21. Februar zum „Internationalen Tag der Muttersprache“ zu ernennen. Dieser Tag soll erinnern, dass die ungefähr 7000 Sprachen, die auf unserem Planeten gesprochen werden, geschützt werden müssen.

Viele Sprachen werden nur von einem sehr kleinen Teil der Menschheit gesprochen und sind daher vom Verschwinden bedroht. Durchschnittlich werden zwei Sprachen in jedem Monat „vergessen“. Jede Sprache spiegelt eine besondere Sicht der Welt dar.

Der „Tag der Muttersprache“ soll auch die Mehrsprachigkeit fördern. Eine zweite oder dritte Sprache erlernen, bedeutet auch immer sich mit einer neuen Kultur zu befassen und eine andere Sicht der Welt kennen zu lernen.

Am Tag der Muttersprache wird weltweit sprachliche Vielfalt ge-

feiert. Schließlich betont die Förderung von Sprache(n) die Wichtigkeit der eigenen kulturellen Identität. Wo verschiedene Sprachen und Kulturen zusammentreffen, können Menschen von- und miteinander lernen. Die Betonung von Mehrsprachigkeit gilt in vielen Bereichen als ein Schlüssel für gegenseitiges Verständnis und Respekt.

Was ist überhaupt Muttersprache?

Als Muttersprache bezeichnet man die in der frühen Kindheit ohne formalen Unterricht erlernte Sprache.

Diese sogenannte Erst- oder Primärsprache ist dabei sowohl hinsichtlich ihrer grammatikalischen Struktur als auch den einzelnen Lautgestalten so fest verankert, dass der jeweilige Sprecher sie im Laufe des Heranwachsens nahezu unbewusst (perfekt) beherrscht.

Man spricht diese Sprache dann einfach und alle weiteren, also später gelernten Sprachen, haben kaum eine Chance, diesen Level oder diese Form der Sprachkompetenz zu erreichen.

Wissenschaftler gehen davon aus, dass in jedem Mensch angeborene Strukturen liegen, die den Spracherwerb aktiv unterstützen. Kinder ahmen Eltern oder auch Erzieher stark nach, weshalb diese Personen einen ganz besonders großen Einfluss auf die Entwicklung der kindlichen Sprache haben.

Nur dann, wenn Erwachsene mit gutem (sprachlichen) Beispiel vorangehen, lernen Kinder die Muttersprache leicht und ohne grammatikalische Fehler. Aber auch andere soziale und gesell-

schaftliche Faktoren haben Einfluss auf die Sprachentwicklung. Mit diesem Thema beschäftigt sich die Soziolinguistik.

Der Internationale Tag der Muttersprache geht auf eine Initiative der UNESCO-Vollversammlung aus dem Jahr 2000 zurück.

Ziel dieses Aktionstages ist es, die Weltöffentlichkeit auf das langsame Schwinden der weltweit 6000 Sprachen aufmerksam zu machen und darüber hinaus die sprachliche und die daran gekoppelte kulturelle Vielfalt als universalen Wert zu postulieren. Immerhin, so die Begründung der UNESCO, liegt hierin ein wesentliches Element sozialen Zusammenhalt aller Gesellschaften.

Weshalb fällt der internationale Ehrentag der Muttersprache auf den 21. Februar?

Wie bei den meisten Anlässen und Aktionstagen der UNESCO gibt es auch im Falle des Internationalen Ehrentags der Muttersprache eine sehr konkrete Begründung für das gewählte Datum.

Dieses geht auf den 21. Februar 1952 zurück, an dem in der Hauptstadt des damaligen Ost-Pakistan Dhaka eine Demonstration gegen einen Regierungsbeschluss stattfand, mit dem Urdu, die Sprache der herrschenden Schichten, zur Amtssprache erhoben werden sollte.

Wie fast immer in solchen Fällen hatte die Sache allerdings einen entscheidenden Haken: Denn während über 56 Prozent der Gesamtbevölkerung West- und Ost-Pakistans Bengali als Muttersprache pflegten, wiesen lediglich drei Prozent die entsprechenden Urdu-Kenntnisse auf.

Der Internationale Tag der Muttersprache soll vor diesem Hintergrund an die Bedeutung des Kulturgutes Sprache und die Sprachenvielfalt erinnern, den Gebrauch der Muttersprache fördern und das Bewusstsein für sprachliche und kulturelle Traditionen stärken.

Überdies soll der Gedenktag aber auch die Aufmerksamkeit auf Minderheitensprachen mit weniger als 10.000 Sprechern lenken. Oft ist es so, dass diese Sprachen nicht mehr an nachfolgende Generationen weitergegeben werden und somit in Vergessenheit geraten. Zudem tragen Faktoren wie Krieg, Vertreibung und Stigmatisierung, Migration und Vermischung der Sprachen zu der Gefährdung der Muttersprache bei. Auch sind viele Sprachen mit weniger als 100 Sprechern noch nicht einmal erfasst oder dokumentiert.

Aus diesem Anlass planen die Organisationen der deutschen Minderheit, den Tag auf besondere Weise zu feiern.

Das Dokumentations- und Ausstellungszentrum der Deutschen in Polen, das Forschungszentrum der Deutschen Minderheit und die Öffentliche Woiwodschaftsbibliothek namens Emanuel Smolka in Oppeln veranstalten eine Diskussion zum Thema „Deutschsprachige Minderheitenpublikationen: Aus Pflichtgefühl oder aus echtem Bedarf?“ am 21. Februar 2024 um 17:00 Uhr.

Die **DSKG Breslau** und der **Bund der deutschen Bevölkerung in Gdingen** werden den Tag während ihrer Sprachkurse feiern.

Die Mitglieder des **Verbands der Deutschen Gesellschaften in Ermland und Masuren** treffen sich, um den Tag gemeinsam zu

feiern. Sie haben auch etwas für Jugendliche und Kinder vorbereitet. Wer möchte, kann an einem Diktat und einem Quizabend „Wie gut kennst du die deutsche Sprache?“ teilnehmen.

Der **DFK Tczew** hat für diesen Tag kreative Aktivitäten geplant: er wird Frühlingsgedichte deutscher Dichter vortragen und Artikel über die Muttersprache lesen.

LernRUAM.pl veranstaltet ein Online-Treffen mit dem deutschen Sprachwissenschaftler Prof. Armin Burkhardt aus der Universität Magdeburg am 20. Februar 2024 um 18:00 Uhr.

Die **Deutsche Sozial-Kulturelle Gesellschaft in Schneidemühl** hat diesen Tag bereits gefeiert. Im ersten Teil hat Herr Andrzej Niškiewicz in einer Präsentation über die deutsche Muttersprache im Allgemeinen gesprochen. Anschließend hat Herr Gunter-Berthold Horn einen Vortrag über die deutschen Dialekte, deren Herkunft, Vielfalt und Zukunft gehalten. Dann hat Herr Waclaw Polasik Texte und Gedichte in deutscher und polnischer Sprache vorgetragen.

In Österreich gibt es seit 50 Jahren Muttersprachlichen Unterricht; seit 30 Jahren ist dieser Unterricht Teil des österreichischen Regelschulwesens. Durch die Verordnung der neuen Lehrpläne 2023 wurde das Fach in Erstsprachenunterricht umbenannt.

Derzeit werden in Tirol 16 Sprachen in rund 120 Gruppen unterrichtet: Arabisch, Bosnisch/Kroatisch/Serbisch, Bulgarisch, Chine-

sich, Französisch, Italienisch, Kumanci, Persisch, Polnisch, Portugiesisch, Rumänisch, Russisch, Spanisch, Türkisch, Ukrainisch und Ungarisch. Ein erheblicher Teil der über 2.200 Schüler*innen wird an einem anderen Standort unterrichtet als der besuchten Schule.

Vorbereitung des Textes: B.W.

Quellen:

<https://www.kuriose-feiertage.de/internationaler-tag-der-muttersprache>,
<https://www.hanisauland.dehttps://www.hanisauland.de/https://bildung-tirol.gv.athttps://bildung-tirol.gv.at>

[Wikipedia-Eintrag zum Internationalen Tag der Muttersprache mit einigen weiterführenden Quellen](#) (deutsch/mehrsprachig)

Wochenblatt.pl Nr. 9 1.-7.März 2024

<https://www.dw.com/de/weltdag-der-muttersprache>,

<https://www1.wdr.de/nachrichten/tag-der-muttersprache>

Winter 1944/45 in Kolberg

Gemächlich zog die Dampflokomotive den Flüchtlingszug westwärts mit unbekanntem Ziel. Die Hektik im Vorfeld der Reise mit dem Verpacken, Verbuddeln und Entscheiden fiel langsam von uns ab. Meine Mutter konnte sich erst mal entspannt zurücklehnen und durchatmen. Ihre vier Kinder waren in Sicherheit. Hatte sie alles richtig gemacht, indem sie Haus, Garten und alles, was sie nicht einpacken konnte, zurückließ? Sie war sicher, dass es bis zur Rückkehr nicht lange dauern würde. Auch wir Kinder beruhigten uns, und die Traurigkeit wich einer freudigen Erwartung, was da wohl kommen würde. Erst als die Lok bereits durch Pommern schnaufte, erfuhren wir, dass das Ziel Kolberg sein sollte. In gespannter Erwartung fragte ich meine Mutter: „Ist Kolberg eine Stadt so groß wie Ortelsburg oder größer?“ In liebevoller Zuwendung und ruhigem Ton wandte sie sich an uns vier: „Es ist eine Stadt am Meer, eine Hafenstadt an der Ostsee.“

Freudig erregt riefen mein Bruder und ich fast gleichzeitig: Dann sehen wir ja Schiffe, die schon über die Meere gefahren sind!

So wurde bereits vor der Ankunft unsere Lust auf Abenteuer entfacht. Ich kam heraus aus dem kleinen Dorf in die große, weite Welt. Der Gedanke an das Ziel erweckte in mir überwiegend positive Gefühle. Die Flucht ermöglichte mir spannende Entdeckergefreuden an einem sicheren Ort weit weg von den furchterregenden russischen Soldaten. Ängste bei uns Kindern über das ungewisse Schicksal verflogen, trotz des Anblicks der sorgenvollen Mienen vieler Erwachsener. Zahlreiche Kinder, die sich nach der Ankunft auf dem Bahnsteig versammelten, schienen, im Gegensatz zu den

Erwachsenen, ähnliche Empfindungen zu haben.

Die vorläufige Unterbringung der Flüchtlinge erfolgte in Turnhallen und Betsälen. Den Betsaal, der uns zugewiesen wurde, habe ich als riesige Schlafstätte in Erinnerung. Das sollte nun unser Zuhause sein? Zahlreiche Matratzen lagen auf dem Boden. Einige waren schon belegt. So viele Menschen in einem Raum! Wir erhielten einen Platz in einer Ecke, wo wir etwas mehr Ruhe hatten als mittendrin. Es gab keinen Sichtschutz, aber zwischen den Matratzen war etwa zwei Meter Platz, um von fremden Mitbewohnern unbehelligt zu sein. Völlig übermüdet fielen wir alle bald in einen tiefen Schlaf.

Die freundlichen Helfer waren in der Lage, uns in kurzer Zeit mit dem Nötigsten zu versorgen. Wir mussten weder hungernd noch frierend oder gar ungewaschen herumlaufen. Während des mehrtägigen Aufenthaltes im Betsaal entwickelten sich zwischen den Familien freundschaftliche Beziehungen. Mein Eindruck war, dass sich die meisten Erwachsenen fernab von den Russen ziemlich sicher fühlten. Viele hofften, dass die Sowjets nicht bis hierher kommen würden und man bald wieder heimkehren könnte.

In den Gesprächen, die meine Mutter führte, spielten Zukunftssorgen eine untergeordnete Rolle. Mitteilungen über Erlebnisse und Begegnungen in der zurückgelassenen Heimat wurden ausgetauscht.

An ein Gespräch kann ich mich noch recht gut erinnern. „Wo kommen Sie her?“, fragte meine Mutter eine Frau mit zwei Kindern etwa im Alter von meinem Bruder und mir.

Nach der prompten Antwort: „Aus Pilgramsdorf im Kreis Neidenburg“, huschte ein Lächeln über das Gesicht meiner Mutter. Woraufhin sie bemerkte: „Da bin ich aufgewachsen.“ Die Begeg-

nung zwischen den beiden Frauen war voller Freude und Herzlichkeit, als sie erfuhren, dass sie sich als Kinder kannten. Ihre Eltern waren Bauern und halfen sich gegenseitig bei der Ernte. Das Verbindende übertrug sich auch auf uns Kinder, sodass wir an jenem Tag erstmals gemeinsam etwas unternahmen. Dabei verknallte ich mich in die reizende Tochter der Frau aus Pilgramsdorf. Auch an den folgenden Tagen suchte ich ihre Nähe, dann bei ihrem Anblick wurde mir ganz warm und negative Gedanken verflogen.

Für die Kinder gab es im Umfeld der Unterkunft viel Neues zu entdecken. Um in der Gegend herumzustrolchen, verließen wir aus Sicherheitsgründen den Saal meist in Gruppen, wie es die Eltern wünschten. Meine Schwestern blieben bei der Mutter, während mein achtjähriger Bruder Oskar und ich die Umgebung durchstreiften, die für uns völlig neu war. Eine Stadt, total anders als unser Dorf, mit Bürgersteigen und langen, ähnlich aussehenden Straßen, keine weitläufig stehenden, unverwechselbaren Häuser. Am stärksten lockte das Meer mit Hafen und Fischerbooten. Wir konnten uns daran nicht sattsehen. Obwohl es sehr kalt war, verbrachten wir die meiste Zeit draußen.

Bei einer abendlichen Anwesenheitskontrolle im Betsaal fehlte plötzlich mein Bruder. Ich hatte ihn irgendwo aus den Augen verloren. War das hier in der Nähe gewesen oder am Hafen? Die Aufregung war riesig groß. Wo waren wir überall gewesen? Wer war noch dabei? Wer hatte Oskar zuletzt gesehen? Wir Finden keine Antwort. Ich fing an zu heulen. Mutter war außer sich, denn es wurde schon dunkel.

Nach kurzer Beratung eilten mehrere Mütter mit größeren Kindern hinaus und durchsuchten die meist unbeleuchteten und Gas-

sen in verschiedenen Richtungen. „Oskar, wo bist du?“, schallte es laut aus zahlreichen Kehlen durch die Nacht. Das Echo zwischen den Häuserwänden hörte sich unheimlich an. Verwirrt und beklommen rannte ich durch die Gassen, in denen wir gespielt hatten. Mir schwirrten wirre Gedanken durch den Kopf, was alles passiert sein könnte. Ich machte mir auch Vorwürfe, dass ich auf meinen kleinen Bruder zu wenig aufgepasst hatte. Völlig niedergeschlagen kehrte ich zum Betsaal zurück, wo meine Schwestern ungeduldig warteten. Unsere Mutter war noch nicht zurückgekehrt. Die Wartezeit schien unendlich lang.

Plötzlich, wie von Zauberhand, stand einem Polizisten im Eingangsbereich des Betsaals, an seiner Hand ein tränenüberströmter Oskar. Vielfältige Freudenschreie waren die Antwort auf seine Frage: „Wird hier ein Kind vermisst?“ Reumütig rannte der verlorene Bruder zu seinen Geschwistern, die ihn liebevoll und dankbar in die Arme nahmen. In dem Moment erschien auch unsere Mutter. Als sie uns vier da stehen sah, kullerten Freudentränen über ihre Wangen.

Ein wenig müde, aber erleichtert und erfreut, berichtete der Polizeibeamte über sein Finderglück: „Ich befand mich gerade auf einem Streifengang, als ich sah, wie der Junge weinend und hilflos auf dem Bürgersteig herumirrte. Als ich ihn ansprach, konnte er mir seinen Namen und die Herkunft nennen. Zum Glück wusste er, dass seine Familie in einem Betsaal untergebracht ist. Es gibt hier in Kolberg mehrere Betsäle, die zurzeit mit Flüchtlingen belegt sind. So fuhr ich dann mit dem Jungen von einem Betsaal zum anderen. Er hatte sich seinen Saal gut eingeprägt, sodass er ihn beim ersten Anblick erkannte.“

Mehrere Frauen überhäufte den Polizisten mit Dankesbekundun-

gen. Im wahrsten Sinn des Wortes hatten wir die Polizei als Freund und Helfer erfahren. Oskar war sehr aufgeregt und inzwischen auch wieder guter Dinge. Er hatte viel zu erzählen. Im Überschwang an Entdeckerlust hatte er sich einfach verirrt. In dieser Nacht dauerte es lange, bis sich die Aufregung gelegt hatte und Ruhe im Betsaal war.

An einem unfreundlichen Dezembertag 1944 endete der Aufenthalt im Betsaal. Während wir am Eingang des Saales auf den Abtransport warteten, erfuhren wir von unserer Mutter, dass nun endlich der Umzug in eine richtige Wohnung erfolgen sollte. Ich erinnerte mich an die Umzugsaktivitäten einer Nachbarsfamilie in Theerwisch, wo fleißige Packer das Inventar in einem stattlichen Möbelwagen verstaute. So konnte ich unseren Wohnungswechsel nur schwerlich als Umzug empfinden, als die wenigen Habseligkeiten der Familie in einen schäbigen Kleintransporter geladen wurden. Als das Gefährt mit Mama und uns vier Kindern losknatterte, freute ich mich natürlich auf den Luxus, unbeobachtet von Fremden wohnen zu können.

Meine Mutter schmiedete unterwegs bereits Pläne: „Wenn wir die Wohnung haben, erkundige ich mich am Bahnhof, ob unser Gepäck angekommen ist. Dann können wir die Räume zusätzlich mit unseren Sachen einrichten und vor allem im eigenen Federbett schlafen.“

Wir hielten vor einem großen Mietshaus, wo uns von einer Frau im zweiten Stock eine Wohnung zugewiesen wurde. Wir hingen stürmten voran die Treppe hoch, Mutter mit den kleinen Mädchen hinterher. Da standen wir nun und sahen uns die Wohnung an. Besser als im Betsaal war es schon, aber es waren nicht unsere

Betten, nicht unsere Möbel. Wir setzten uns auf altmodisch Stühle mit verschlissenen Polstern und packten unsere Sachen aus. Es war eine Wohnung ganz für uns. Zum ersten Mal wurde mir bewusst, wie wichtig eine eigene Wohnung ist. Da Doppel- und Einzelbett im Schlafrum empfanden wir als völlig ausreichend. Mutter schlief mit ihren beiden Töchtern im Doppelbett, ich zusammen mit meinem Bruder im Einzelbett. Trotz sehr bescheidener Voraussetzungen normalisierte sich unser Tagesablauf. Die Briketts im Ofen brannten und Grundnahrungsmittel gab es zu kaufen. Auch das war in jenen Zeiten ein Luxus, wenn man nicht frieren und hungern musste.

Mutter fragte immer wieder nach, ob das aufgegebene Gepäck, die Möbel und vor allem ihre Singer-Nähmaschine angekommen waren. Eines Tages hatten die chaotischen Kriegswirren Ihr den letzten Hoffnungsschimmer geraubt. Nach der Rückkehr vom Bahnhof geriet der unerschütterliche Optimismus unserer Mutter plötzlich ins Wanken. Sie nahm uns in die Arme und berichtete schluchzend mit Tränen in den Augen: „Die Bahndiensteten teilten mir mit, dass leider alles unterwegs bei einem Bombenangriff verbrannte, auch unsere Winterkleidung. Und nun habe ich große Sorgen, ob ich euch bei der Kälte ausreichend kleiden kann.“ Wir trösteten uns gegenseitig und gaben die Hoffnung nicht auf, wärmende Kleidung zu ergattern, natürlich ohne Anspruch auf deren Aussehen und passende Größen. Erstaunlicherweise gelang es Mutter, verschlissene Kleidung zu besorgen, sodass wir nicht froren. Wichtig war das Warmhalten des Körpers, nicht der modische Eindruck. So sehr hatte sie sich gewünscht, zu Weihnachtszeit uns wenigstens mit selbst genähten Sachen etwas Freude bereiten zu können, denn das Fest nahte. Es wurde ein trostloses Weihnachten ohne Va-

ter. Kein Weihnachtsbaum, keine Tannenzweige, keine Kerzen und ein leerer Gabentisch! Der Krieg hatte auch den Weihnachtsmann zum armen Mann gemacht. Aber wir hatten eine warme Wohnung, in der wir miteinander spielten, um unsere Mutter nicht noch trauriger zu machen. Sie hatte für uns Kekse gebacken, eine kleine kulinarische Freude. Wie hatte sie das nur geschafft?

Der Monat Januar 1945 bescherte uns ein relativ normales Leben. Meine Mutter glaubte noch daran, nach Kriegsende nach Ostpreußen zurückkehren zu können. Von Angst vor einem russischen Einmarsch war in der Stadt noch wenig zu spüren. Auch das Schulgeschehen verlief normal. Plötzlich saß ich wider Willen in einer sechsten Klasse des dortigen Gymnasiums.

Den ersten Tag verbrachte ich mit Beklommenheitsgefühlen. Ich „armer Tropf“ nahm ohne Schultasche, ohne Bücher, ohne Hefte und Schreibzeug am Unterricht teil. Die Mitschüler richteten häufig ihre Blicke auf den ersten Flüchtlingsjungen in ihrer Klasse. Ich kam mir vor wie ein Außenseiter oder gar ein Exot. Auch mit Schulutensilien in den nächsten Tagen wollte sich ein Zugehörigkeitsgefühl nicht richtig einstellen. Ich setzte mich nie unter Leistungsdruck, da ich davon überzeugt war, dort Kurzzeitgast zu sein. Im selben Monat noch brachte der Winter der pommerschen starken Frost. Für einen masurischen Jungen war das kein Grund, sich als Stubenhocker hinter den Ofen zu setzen. Wo war in Masuren das Wintervergnügen am schönsten? Natürlich auf dem Eis!

„Kommst du mit zur Ostsee?“ fragte ich meinen Bruder „möchte ja so gern Schlittschuh laufen“. Oskar schaute mich mit großen Augen erstaunt an und fragte: „Sagtest du Schlittschuh laufen?“

Erst jetzt wurde mir bewusst, dass ich mir diesen Wunsch nicht

erfüllen konnte, weil die Schlittschuhe mit dem Gepäck verbrannt waren. Doch auch ohne Schlittschuhe lockte das Eis. Mit ungläubigem Staunen standen wir beide schließlich am Strand und starrten wortlos auf die See. Welch ein Gegensatz zu den spiegelglatten Eisflächen der masurischen Seen! Väterchen

Frost hatte in Ufernähe die Wasserwellen zu einer Miniatur-Gebirgslandschaft geformt. Einige Kinder spielten sogar auf den bizarren Eisgebilden. Dieser Spielplatz, auf dem sie meist auf allen Vieren herumturnten und rutschten, war nicht besonders einladen. Wir waren aber zu neugierig, um tatenlos umzukehren. So wagten wir uns schließlich auch auf diese Rutsche. Wir konnten uns nur mühsam auf den Beinen halten. Das Spielverderber-Eis erlaubte keine der beliebten wintersportlichen Aktivitäten.

Wintersport machte mir keinen Spaß, so konnte ich den Verlust meiner Schlittschuhe leichter verschmerzen.

Ein Aua-Schrei meines Bruders war das endgültige Signal, das unerfreuliche, spielerische Treiben zu beenden. Dummerweise stürzte er und schlug dabei auch mit dem Kopf auf. Über seine leichten Kopfschmerzen hat unsere Mutter nie etwas erfahren.

Eine spätere Entdeckung der Eisfläche eines Binnengewässers stimmte uns versöhnlich. Doch wesentlich spannender fanden wir es das Treiben am Hafen zu beobachten. Da das Hafenbecken eisfrei gehalten wurde, konnten auch Fischerboote anlegen.

Als wir am 31. Januar 1945 dort herum strolchten, machte mein Bruder mich auf einen ungewöhnlichen Vorgang aufmerksam: „Guck mal! Die Leute in dem Boot da hinten sind aber keine Fischer.“

Ich schaute in die angezeigte Richtung und fügte hinzu: „Sie sehen auch nicht wie Ausflügler aus.“

Als wir uns diesem Boot näherten, wurden wir Zeuge einer dramatischen Handlung. Zwei Männer, vermutlich Fischer, bemühten sich, einige Personen, die in Decken und wärmende Kleidung gehüllt waren, an Land zu geleiten. Diese Menschen, ausschließlich Erwachsene, schienen völlig entkräftet zu sein. Eine Frau wurde getragen, die anderen standen wackelig auf den Beinen und benötigten ebenfalls Hilfe. Als wir uns der Gruppe näherten, ohne ihr zu aufdringlich nahe zu kommen, konnten wir erkennen, dass manche zitterten und weinten. Der Blick in ihre Gesichter, die von Todesangst gezeichnet waren, machte uns tief betroffen.

Uns war inzwischen klar, dass diese Menschen aus extremer Seerrettung gerettet wurden. Die Frau, die den Schwächeanfall hatte, wurde mit einem Krankenwagen abtransportiert. Die anderen Geretteten verschwanden in einem nahe gelegenen Gebäude. Von dem Geschehen überwältigt, wollten wir nun nach Hause gehen und unserer Mutter darüber berichten. Da sich inzwischen einige Personen in Bootsnähe angesammelt hatten, wollten wir unsere Neugier befriedigen und erfahren, was sich genau ereignet hatte. Traurige Gesichter und Niedergeschlagenheit rundum, einige weinten. Wir erfuhren, dass in der vergangenen Nacht Schiffe mit Flüchtlingen untergegangen und die meisten Passagiere dabei ertrunken waren. Später kam die gesamte Tragik der größten Katastrophe in der Geschichte der modernen Seefahrt ans Tageslicht. Das mit mehreren tausend Flüchtlingen völlig überladene Schiff, die „Wilhelm Gustloff“, war in der Nacht vom 30. zum 31. Januar 1945 vor der pommerschen Küste von den Russen versenkt worden. Über 9000 Menschen sollen ertrunken sein, etwa 1200 konnten gerettet werden. Es waren auch noch kleinere Dampfer, Frachtschiffe und Schiffe der Kriegsmarine mit Flüchtlingen unterwegs, die von rus-

sischen Torpedos versenkt wurden. Als die sowjetischen Truppen das Frische Haff erreicht hatten, war Ostpreußen vom Reichsgebiet abgeschnitten. Die Flüchtlinge waren auf den Seeweg angewiesen und drängten sich zu Hunderttausenden in den Häfen.

Durch die Nachricht von diesem schrecklichen Ereignis waren wir plötzlich wieder mit dem Kriegsgeschehen konfrontiert. Die Unruhe in der Familie wuchs, als wir erfuhren, dass die Rote Armee am 29. Januar in Pommern eingedrungen war. Die tief sitzende Angst vor den Russen, die bei den meisten Deutschen vorhanden war, veranlasste meine Mutter, alle Möglichkeiten auszuschöpfen, um auch aus Pommern in westlicher Richtung zu flüchten.

Ich muss gestehen, dass ich die Angst vor den Russen nie mehr völlig verdrängen konnte. Deshalb habe ich Verständnis dafür, dass sie auch bei den Bewohnern anderer Länder bis heute nachwirkt.

Meine Mutter nahm Kontakt zu ihrer Schwester in Berlin auf, die uns bereits bei der Flucht aus Masuren geholfen hatte. Sie wollte uns in Berlin empfangen und dann eine Wohnung in Fürstenberg bei Brandenburg besorgen. Auf zum Bahnhof! Ich begleitete meine Mutter zum Fahrkartenkauf. Der Schreck fuhr uns in die Glieder, als die Frau am Schalter forsch verkündete: „Es herrscht ein Ausreiseverbot nach Westen. Die Stadt wurde zur Festung erklärt.“ Meine Mutter fand schnell ihre Fassung wieder und konterte: „Wir wollen nicht ausreisen, sondern weiterreisen. Wir sind auf der Flucht aus Ostpreußen.“ „Haben Sie denn einen Flüchtlingschein?“, wollte die Frau am Schalter wissen. Meine Mutter hatte diesen Lappen dabei. Er öffnete das Tor nach Westen, denn wir erhielten Fahrkarten. Wir waren überglücklich. Ich war zum ersten Mal dem Schicksal dankbar, Flüchtling zu sein.

Die Horror-Vorstellung, in einer Stadt ausharren zu müssen, die von Russen beschossen wird, empfand ich unerträglich und menschenverachtend. Bereits im November 1944 war die Hafenstadt Kolberg auf Befehl Hitlers als Festung ausgewiesen worden. So bereiteten sich Anfang März 1945 Soldaten, Volkssturmmänner, Matrosen und wehrfähige Zivilisten auf den erwarteten Ansturm der Roten Armee vor. Zu diesem Zeitpunkt hatte sich die Anzahl der Bewohner in Kolberg wegen zahlreicher ostpreussischer Flüchtlinge etwa verdoppelt. Trotz panischer Angst vor den rachsüchtigen sowjetischen Soldaten gelang vielen von ihnen die Flucht mit Zügen und Schiffen nicht mehr. Beim Sturm auf die Stadt wurden die Sowjets von polnischen Streitkräften unterstützt. Es gab erbitterte Kämpfe in der Innenstadt und am Hafen mit vielen Toten auf beiden Seiten, bevor am 18. März 1945 Russen und Polen Kolberg eroberten.

Siegfried Burghardt:
Im Westen war die Sonnenseite
Flucht zwischen zwei Fronten

**Janusz Małłek's Buch *Zanik ludu mazurskiego*
jetzt in deutscher Übersetzung**

von Grzegorz Supady

2020 veröffentlichte Prof. Janusz Małłek das Buch *Zanik ludu mazurskiego*. Diese Publikation hatte zwei Herausgeber: den Verlag Retman aus Dąbrówno (Gilgenburg) sowie das Staatsarchiv in Allenstein.

Waldemar Mierzwa, dem Inhaber des Verlags Retman, war gleich nach dem Erscheinen des Buches sehr daran gelegen, dem deutschsprachigen Publikum diese für das deutsch-polnische Verhältnis so gewichtige Veröffentlichung zugänglich zu machen. Nach einigen gescheiterten Versuchen, für Małłek's Buch Interesse bei irgendeinem Verlag in der Bundesrepublik zu wecken, entschied sich Mierzwa, Andreas Lawaty, einem bewährten Kenner des polnischen Kulturbetriebs und langjährigen Mitarbeiter des Darmstädter Polen-Instituts, die von ihm so angestrebte Übersetzung anzuvertrauen. 2023 war es so weit: die deutschsprachige Fassung des Buches lag vor.

Auch diese Ausgabe besticht wegen ihres einzigartigen Umschlagfotos, das die ganze Tragik einer heutzutage nahezu völlig untergangenen Volksgemeinschaft darstellt. Der Fotograf, Hubert Jasionowski, gelang es nämlich, ein auf einem verlassenen masurischen Friedhof verrostetes Kreuz zu zeigen, das sich die Natur langsam zurückholte, indem zwei stattliche Baumstämme darin hineingewachsen hatten. Das Kunstbild ist dermaßen ein drucks voll, dass es inzwischen sogar zum Gegenstand manch eines Meinungsaus-

tauschauf Internetforen werden konnte.

Janusz Małłek's Buch gleicht einem schwermütigen Abgesang auf eine Welt, die dem Autor wohl noch zu Zeiten seiner Kindheit und Jugendzeit bekannt war, die aber binnen nächster Jahrzehnte allmählich im Ent- bzw. Verschwinden begriffen war. Obwohl sich Małłek die Tatsache völlig vergegen wärtigt hatte, dass der fortschreitende Untergang der masurischen Bevölkerungen um gänglich war, nahm er sich vor, zumindest das vor Vergessenheit zu bewahren, was sein Gedächtnis vermögen zu speichern vermochte. In Folge dessen entstand aber kein nostalgisches Erinnerungsbuch, vermutlich schon aus dem Grund, dass der Verfasser ein versierter Wissenschaftler ist, der, sagen wir so: in die Dialektik der geschichtlich-sozialen Geschehnisse besser als ein OttoNormalverbraucher eingeweiht ist. Mehr noch: Małłek ist ja sein Leben lang dem evangelischen Glauben treu geblieben, daher kann man sich gut vorstellen, dass er nicht selten die so rührenden Biblischen Zeilen vor sich wiederholt haben mag: „An den Strömen von Babel, da saßen wir und weinten, wenn wir an Zion dachten. Wir hängten unsere Harfen an die Weiden in jenem Land“. Denn diese Worte spiegeln gewissermaßen auch das traurige Schicksal vieler Masurinnen und Masuren wider.

Als ein mit der Ehrendoktor würde des Ermländisch-Masurischen Universität ausgezeichnete Historiker mit masurischen Wurzeln ist Prof. Małłek dazu besonders berufen, die Lokalgeschichte zu studieren und sie zu verbreiten. Er hat viele Male und in verschiedenen Formen über eine Region gesprochen, die einst Preußisch-Masowien genannt wurde. Es sollte auch betont werden, dass der Autor, obwohl er die Ergebnisse vieler Jahre der Forschung (seiner

eigenen und der anderer) zusammenfasst, in seinen Überlegungen nicht anmaßend ist, im Gegenteil – er stellt manchmal Fragen und lässt Raum für die Überlegungen des Lesers, obwohl der Titel der Publikation ja so eindeutig erscheint. Das Buch hat zwar einen forschungsmäßigen Charakter, doch machen der kommunikative Redestil und eine anspruchsvolle Herangehensweise des Autors an den komplexen „masurischen Fall“ es auch für Leser attraktiv, die keine professionellen Historiker/innen sind.

Ein hoher Rang des Buches wird noch dadurch verstärkt, dass der Autor zahlreiche wissenschaftliche Studien mehrerer polnischer Historiker/innen zur Erarbeitung seines großangelegten Themas herangezogen hatte. Dazu zählen in erster Linie: Grzegorz Białuński, Władysław Chojnacki, Bożena Domagała, Grzegorz Jasiński, Bohdan Kozięło-Poklewski, Tadeusz Oracki, Andrzej Sakson, Andrzej Wakar, Wojciech Wrzesiński, Robert Traba und Zygmunt Lietz. Mit Andreas Kossert ist hier auch die deutsche Masuren-Forschung vertreten. Sehr wichtig erscheinen dabei aber die in verschiedener Form festgehaltenen Zeugnisse der Zeitzeugen, wie zum Beispiel die von Edward und Karol Małek, Michał Kajka, Erwin Kruk, Bohdan Wilamowski, Jakub Prawin, Kurt Obitz, Walter Późny und Tadeusz Zygfryd Willan. Dem Letzteren sind einige sehr treffsichere Beobachtungen und Erkenntnisse zu verdanken, die die Ursachen des Verschwindens des masurischen Volkes am prägnantesten veranschaulichen. Daher sei hiermit ein vielsprechendes Beispiel dafür angeführt:

„Seit 1946 war ich Schüler des Staatlichen Pädagogischen Lyzeums in Sensburg. Ich begann in der Einführungsklasse, um die polnische Sprache zu lernen. Das Sensburger Lyzeum hielt man für

eine vorbildliche Stätte der Repolonisierung. Auch ich, von der Familie abgeschnitten und im Internat wohnend, erlag der Repolonisierung. Es war im hohen Maße ein Verdienst der guten Lehrer. Sie haben uns überzeugt, dass sie uns nichts wegnehmen wollen, dass wir alles, was wir haben, behalten können, z. B. die Kenntnis der deutschen Sprache, sie wollen uns aber mit noch etwas beschenken, mit etwas, das unseren Vorfahren wichtig war, der polnischen Kultur. Die geschickte Steuerung des Polonisierungsprozesses trug Früchte. Immer mehr entfernte ich mich von meinen Landsleuten, die sich eingemauert hatten und ihrer deutschen Identität nicht entsagen wollten. [...] Doch irgendwas zerbrach in mir als man mich im Februar 1951 zum Schuldirektor rief und ich hören musste, dass mein deutscher Vorname keinen guten Eindruck auf dem Abschlussdiplom eines polnischen Lyzeums machen würde, und überhaupt: wie könne ein polnischer Lehrer einen solchen Namen tragen. Ich dachte damals: ich darf doch nicht das behalten, was ich besitze, ich werde nicht nur beschenkt, man nimmt mir auch etwas weg“ (S. 240. Zuerst erschienen in: A. Sakson, *Stosunki narodowościowe na Warmii i Mazurach 1945-1997*[Nationale Verhältnisse in Ermland-Masuren 1945-1997], Poznań 1998).

Die oben angeführte Erfahrung aus der Schulzeit von Tadeusz Zygfrzyd Willan erinnert sicherlich an andere Vorfälle dieser Art in jenen Zeiten, die viele Masuren davon abhielten, in ihrer bisherigen Heimat weiterzubleiben. Ähnliches schilderte etwa Erwin Kruk in einem seiner Romane, indem er seine in Osterode verbrachte Schulzeitverarbeitete.

In seiner Abhandlung stellte Małłek zunächst die Ursprünge der

polnischen Besiedlung Masurens dar, dann charakterisierte er die regionale und nationale Identität des masurischen Volkes. Parallel dazu zeigte er die Germanisierung des masurischen Bildungswesens und der evangelischen Unionskirche im 19. Jahrhundert. Er stellte dann die Auswanderung der Masuren ins Ruhrgebiet dar. Danach befasste er sich mit den Erwägungen über die Möglichkeit einer nationalen Wiederbelebung der Masuren an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert und präsentierte die Folgen der Volksabstimmung vom 11. Juli 1920. Erbe sprach auch die polnische Bewegung und die separatistischen Aktivitäten der Masuren in der Zwischenkriegszeit. Seine Aufmerksamkeit galt in erster Linie der rund um Działdowo (im Deutschen Reich nannte man dieses Gebiet *SoldauerLändchen*) gelegenen Region. Dies ist durchaus verständlich, weil sein Vater, der berühmte masurische Aktivist Karol Małłek (1898-1969), in Brodowo (Brodau) bei Soldau (Działdowo) das Licht der Welt erblickt hatte. Im Buch wurde auch die ganze Kompliziertheit der sogenannten Masurenfrage während des Zweiten Weltkriegs angesprochen. Der Buchautor fokussierte schließlich sein Interesse auf die Nachkriegsgeschichte des masurischen Volkes.

Der Hauptinhalt des Bandes besteht aus mehr als einem Dutzend Aufsätzen und Anhängen mit Dokumenten des „Związek Mazurski“ (Masurischer Verein) sowie einem unveröffentlichten Fragment des Tagebuchs von Karol Małłek. Trotz der chronologischen Reihenfolge des Bandes kann *Das Entschwinden des masurischen Volkes* auch in problematischer Reihenfolge gelesen werden. Auf der einen Seite ist es ein Überblick über die Geschichte Masurens, auf der anderen Seite ist es eine Abhandlung, die die wichtigsten

Themen bezüglich der Bewohner dieser Region darbietet. Der Autor betonte es, dass das Schicksal des masurischen Volkes, wie auch der gesamten Bevölkerung Ostpreußens, in erster Linie durch den Ausgang des Zweiten Weltkriegs entschieden worden sei. Bei der Rekonstruktion der dramatischen und oft tragischen Ereignisse aus der Kriegszeit stützte sich der Verfasser auf eine bewundernswerte Vielfalt von Quellen, die sein Werk überzeugend machen. Aufgrund dieses akribischen Verfahrens des Forschers erhält man ein nicht offensichtliches und komplexes Bild des beschleunigten Entschwindens des masurischen Volkes in der Nachkriegszeit. Die damit verbundene Hauptfrage lautete stets: Gab es überhaupt eine Chance für die Re-Polonisierung Masurens? Ein sehr passender Kommentar zu dieser oft erörterten Fragestellung sind die Worte des Verfassers: „Die Deutschen haben sich mit der Germanisierung der Masuren auf einen langen, aber effektiven Prozess vorbereitet, während die polnische Seite schnelle Ergebnisse erwartete, daher die Enttäuschung auch im Fall von Melchior Wańkowicz“

(Nach: Marcin Lutomiński, „Podzwonne dla Mazurów“, in „Forum Akademickie“ 12/2020, <https://miesiecznik.forumakademickie.pl/czasopisma/fa-12-2020/podzwonne-dla-mazurów%E2%80%A9/>, Zugriff: 2.03.2024).

Hoffentlich wird die deutsche Übersetzung des Buches von Prof. Janusz Małek zu einem guten Anlass, die stets aktuelle Masuren-Frage erneut ins Visier zu nehmen, diesmal aber schon die deutschsprachigen Kontrahenten inklusive.

Das Entschwinden des masurischen Volkes von Janusz Małek, aus dem Polnischen übersetzt von Andreas Lawaty. Archiwum Państwowe (Staatsarchiv) Olsztyn (Allenstein), Verlag Retman, Reihe: (Moja Biblioteka Mazurska (Meine Masurische Bibliothek), Nr. 34, Dąbrówno (Gilgenburg), 2023.

Diese Zeilen

Diese Zeilen
Sie erlauben mir
Nicht einsam zu weilen
An meinem Schreibtisch hier

Wenn ich sie sehe
Sie fühle glücklich gehe
Nachdem ich sie gelesen habe
Diese unregelmäßige kostbare Gabe

Wie kann ich wiedergeben
Diesen Zustand in meinem Leben
In ganz einfachen herzhaften Worten
Die schweben zwischen unseren Wohnorten

Kranich heißt dieses Tier

Kranich heißt dieses Tier
Ich schreibe gerade dir
Es ist noch Tageslicht
Ein kurzes Gedicht

Nicht in der vorgesehenen Form
Ich würde mich freuen enorm
Wenn ich es imstande wäre
Zu fein ist diese Sphäre

Schaffte ich ihn aus Papier
Glücklich wäre ich hier
Dass es dich dort gibt
Poetisch geliebt

Stefan Pioskowik, 2024

KAMILA URZĘDOWSKA
ALS EINE DER EUROPEAN SHOOTING STARS 2024
Junge schauspielerische Talente auf der 74. Berlinale

von Arkadiusz Łuba

Während der Internationalen Filmfestspiele „Berlinale“ werden jedes Jahr auch die besonderen schauspielerischen Nachwuchstalente vorgestellt – die European Shooting Stars. Unter den zehn herausragenden jungen Schauspielerinnen und Schauspielern, die vor die Presse traten, war dieses Jahr Kamila Urzędowska. Die 30-jährige Neißerin ist unter anderem aus Ihrer Hauptrolle in dem Animationsfilm „Chłopi“/„Die Bauern“ bekannt.

Laut einer Anekdote riet der Allensteiner Theater- und Pantomime-Professor Bohdan Głuszcak schönen Schauspielerinnen ab, Prinzessinnen, Begierdeobjekte und des Gleichen mehr zu spielen. Schön seien die schönen Schauspielerinnen eh schon, bräuchten also ihre Schönheit nicht mehr zu spielen. Herausforderung und Weiterentwicklung wären für sie solche Rollen, die nur wenig etwas mit ihren bereits vorhandenen Gesichtszügen zu tun hätten. Daher empfiehlt er ihnen, Hexen, Verbrecherinnen, Bösewichte zu spielen. Dem European Shooting Star Kamila Urzędowska ist das nicht fremd: „In einigen meiner Filme habe ich ähnliche Rollen“, sagt sie: „Mal spiele ich mal eine Mörderin. Sie ist tätowiert, verschwitzt, schmutzig. In meiner ersten Serie spiele ich ein Mädchen, das leicht gestört ist und einen dunklen Charakter hat. Ich träume von meinen Körper herausfordernden Rollen. Das würde mir dann

am meisten Spaß machen. Was nach den European Shooting Stars Events passiert, weiß ich nicht. Erstmal genieße ich das Festival. Und da es die erste Auszeichnung solchen Ranges für mich ist, habe ich keine Ahnung, was danach passiert“.

In ihrem bis jetzt neusten abendfüllenden Film, dem Animationsfilm „Chłopi“, zu Deutsch „Die Bauern“, spielt Urzędowska die schöne Jagna. Der Film basiert auf dem gleichnamigen Roman des polnischen Literaturnobelpreisträgers von 1924 Władysław Reymont und spielt Ende des 19. Jahrhunderts. Erzählt wird die Geschichte eines Bauernmädchens, das trotz ihrer Liebe zu dessen Sohn gezwungen wird, einen viel älteren, wohlhabenden Bauern zu heiraten.

Es gibt einige bedeutende Wendepunkte im Film. Am stärksten beeindrucken zwei davon: Der Hochzeitstanz der Braut mit dem alten Bräutigam ist quasi der Anfang allen Unglücks, der Anfang vom Ende, also auch ein Totentanz. Dafür ist der Tanz mit Antek, dem jungen Liebhaber, ein Tanz der Freiheit, der Liebe und des Lebens, obwohl auch diese Romanze letztendlich unglücklich endet wird. Urzędowska sieht das ähnlich: „Ja, das sind Wendepunkte von Jagnas Leben. Jede Person, die im Tanz erscheint, symbolisiert quasi das, was später in ihrem Leben passiert. Sie weiß das noch nicht. Der Hochzeitstanz führt zum Tod. Der Tanz mit Antek ist dagegen leidenschaftlich, gefüllt mit Leben; damit, wonach sich Jagna sehnt. Der Tanz ist wild, verrückt, energievoll. Dies teilt sie mit Antek. Sie hätten ein schönes Paar werden können, wenn die Bedingungen günstiger wären“.

Wenn der Regen den nackten Körper der aus dem Dorf vertriebenen Jagna an der Wegkreuzung wäscht, ist das eine Art Katharsis, eine Reinigung und Läuterung. Jagna ist also rein. Man kann das auch

als eine Legitimierung ihrer Emanzipation sehen. Urzędowska hat klare Vorstellungen, welchen Weg geht jetzt Jagna, wenn sie frei ist: „Es gibt dieses schöne Moment, als Jagnas Haarband mit dem Regen Richtung Dorf fließt. Das ist der Gegenstand, der von ihr in dem Dorf bleibt. Jagna verlässt es gereinigt; ohne all die Erfahrungen, die sie im Dorf gemacht hat. Ich hoffe, sie geht jetzt ihren eigenen Weg und dass sie ab jetzt nur ihre eigene Wahl trifft“.

„Chłopi“/„Die Bauern“ ist nach „Loving Vincent“ ein weiterer Animationsfilm des Regieduos Dorota Kobiela-Welchman und Hugh Welchman. Doch ausgemalte Kadragen geben nicht ganz das Original wieder. Es ist immer eine gewisse Veränderung/Transformation der realen Personen. Wie fühlt es sich für Urzędowska, plötzlich zu einer filmanimierten Figur zu werden? Sie sagt: „Die Maler und die Filmanimateure haben nichts von sich aus hinzugefügt. Es ist 1:1 das, was wir gedreht und ihnen geliefert haben. Ihr Werk nimmt mir nichts weg, ganz im Gegenteil: Ich habe den Eindruck, dass es mir mehr Charme und Schönheit verleiht. Ich fühle mich damit großartig. Es ist sehr interessant, sich selbst gemalt und animiert zu sehen“.

Als eine bäuerliche Schönheit oder als eine gefährliche Mörderin – das Rollenspektrum von Kamila Urzędowska ist groß. Es bleibt spannend, mit welcher Rolle sie uns demnächst überrascht.

Begegnungen auf meinen Spuren in Masuren

Siegfried Burghardt

Es war am Ende der sechziger Jahre, als mein Bruder und ich uns entschlossen, gemeinsam nach Masuren zu fahren, in das ehemalige südliche Ostpreußen. Es wurde nach dem Krieg polnisches Hoheitsgebiet und gehörte in jenen Jahren zum kommunistischen Ostblock. Um unser Ziel zu erreichen, mussten wir die DDR mit ihren unangenehmen Grenzkontrollen durchqueren. Damit rückte die Heimat unserer Vorfahren und unserer Kindheit gefühlt in noch weitere Ferne. Geplant waren Ausflüge und Besuche im Ortelsburger- und Neidenburger Land.

Ich bin 1933 in Frankenau Kreis Neidenburg geboren, lebte aber während meiner Schulzeit in den Kriegsjahren von 1939 bis 1945 in Theerwisch Kreis Ortelsburg. Beide Eltern waren Bauernkinder aus Kandien und Pilgramsdorf, so dass meine Wurzeln im Neidenburger Land lagen. In der Kriegszeit besuchte ich meine Großeltern in den Ferien häufig. So hege ich auch Erinnerungen an zahlreiche dortige Erlebnisse.

Im altersschwachen Audi meines Bruders, beladen mit einem kleinen Zelt, getragenen Kleidungsstücken, einem Abschleppseil und Naschereien für Kinder, machten wir beide uns auf den Weg. Bei den Grenzkontrollen der DDR gab es keine außergewöhnlichen Probleme. Versteckte D-Mark-Scheine wurden nicht entdeckt. Bereits auf der Hinfahrt durch masurische Dörfer entstand der Eindruck, dass ihr ursprünglicher Charakter sich kaum verändert hatte, aber zahlreiche Gebäude sich in einem baufälligen Zustand befanden. Die Zeit schien in meiner Heimat stehengeblieben zu sein. Es dämmerte bereits, als wir an jenem Herbsttag in der Nähe von Sensburg/Mrągowo unterwegs waren, um auf dem dortigen Campingplatz unser Zelt aufzustellen. Wir konnten nicht ahnen, dass den zuverlässigen Audi-Senior ausgerechnet mitten in einem kleinen Dorf in Masuren die Kräfte verliessen. Er spendete keine

Energie. Die Lichtmaschine hatte ihren Geist aufgegeben. Eine Weiterfahrt ohne Beleuchtung war zu riskant. Ziemlich hilflos und auch ohne Erleuchtung fiel uns keine schnelle Lösung ein, aus diesem Schlammassel herauszufinden. Die Dunkelheit brach herein und wir beschlossen, im Auto zu übernachten, mein Bruder vorn und ich auf dem Rücksitz. Bevor wir schliefen, vernahmen wir ein Trecker-Geräusch. Durch die Rückscheibe erblickte ich plötzlich zwei grelle Scheinwerfer. Sie waren auf unser Fahrzeug gerichtet, das am Straßenrand stand. Nach meinem Empfinden näherten sie sich in unbegrenztem Tempo bedrohlich unserem Wagen. Ich weiß nicht, was mir in Sekundenschnelle alles durch den Kopf ging. Jedenfalls befürchtete ich einen Zusammenstoß, weil der Trecker-Fahrer das unbeleuchtete Auto zu spät wahrnehmen könnte. So empfand ich Lebensgefahr und reagierte recht ungewöhnlich. Im Nu fand ich mich vorn auf dem Beifahrer-Sitz wieder. Es ist kaum möglich, das unter normalen Verhältnissen so spontan zu bewältigen ohne auszusteigen. Reflexartig nahm ich dort sogleich eine gebückte Haltung ein.

Zum Glück gelang es dem Bauern noch auszuweichen und vor uns anzuhalten. Wahrscheinlich erkannte er den Audi als Fahrzeug aus der Bundesrepublik. Er verließ den Traktor und schritt neugierig auf uns zu. Vorsichtshalber blieben wir im Auto sitzen.

Wir waren erleichtert, als er uns im masurischen Tonfall deutsch ansprach.

Es gab keine Hemmung, sogleich vertrauensvoll miteinander zu sprechen. Er entpuppte sich als waschechter masurischer Bauer und bot uns Hilfe an, nachdem er erfuhr, weshalb wir so bedrohlich aus der Wäsche guckten: „Im nächsten Dorf hat ein Bekannter von mir eine kleine Auto-Werkstatt. Ich schleppe euch mit meinem Trecker dorthin ab. Da ich aber einen kräftigen Schluck aus der Pulle genommen habe, möchte ich nuscht mit der Policja zu tun haben und auf einem Feldweg fahren.“ Unsere Bedenken waren schnell verflogen. Wir waren froh, dass uns

zu so später Stunde überhaupt jemand half. Mit unserem mitgeführten Abschleppseil war die Verbindung zum Trecker schnell hergestellt. Die abenteuerliche Fahrt über Stock und Stein begann. Rasant fuhren wir durch Schlaglöcher und Pfützen, viel zu schnell auf diesem Untergrund. Es war sehr stressig, Abstand zu halten und sich unaufhörlich das nervige Geräusch anzuhören, wenn das Auspuffrohr am Erdboden scheuerte. Im Dorf, an dessen Name ich mich nicht mehr erinnere, war bereits nächtliche Ruhe eingeleitet. Wir hielten vor einem Ein-Familien-Haus mit Garage. Aus keinem Fenster drang Licht, es war mucksmäuschenstill. Die Bewohner schienen zu schlafen. Ich vermutete, dass der hilfsbereite Masure uns vor einer Auto-Werkstatt absetzen wollte, die am nächsten Tag unser Fahrzeug reparieren sollte. Doch zu meiner Überraschung machte er sich mit Blick auf ein Fenster im Obergeschoss durch lautstarke Rufe bemerkbar. „Wir müssen jetzt niemand wecken und können bis morgen früh im Auto schlafen“, gab ich ihm zu verstehen. „Ich will meinen Kumpel da runterholen. Er wird mich nicht verdammen, wenn Hilfe dringend nötig ist. Ich will ihn doch nicht mit einem Schabernak trietzen. Sein Kalinchen kann doch mal ohne ihn schlafen.“ Auch in weiteren Gesprächen erkannte ich an der mir seit meiner Kindheit vertrauten deftig-herzhaften Ausdrucksweise den waschechten masurischen Bauer. Nach kurzer Zeit erschien am erleuchteten Fenster ein Mann, offenbar auch ein eingeborener Masure, dem der Trecker-Fahrer die Situation kurz schilderte. Bald danach öffnete der Fahrzeug-Mechaniker eine geräumige Garage, die den Charakter einer kleinen Werkstatt hatte. Nach meinem Eindruck zeigte er sich nach dieser abrupten Weck-Prozedur unerwartet freundlich und entgegenkommend. Glücklicherweise hatte er aus Mangel an Ersatzteilen viel Erfahrung beim Improvisieren, eine Fähigkeit, die in unserer Wegwerf-Gesellschaft Seltenheitswert hat. Mitten in der

Nacht gelang es den beiden Masuren in stundenlanger Arbeit, die Lichtmaschine auszubauen, die Kohlestifte zu ersetzen und den Energie-Spender wieder einzubauen. Beim Morgengrauen war die Tat vollbracht. Wir konnten die Helfer großzügig mit begehrter D- Mark belohnen. Das beim abenteuerlichen Abschleppen stark beschädigte Auspuffrohr reparierten wir selbst mit Klebeband. So konnten wir glücklicherweise unsere Fahrt fortsetzen und mit der Spurensuche im Ortelsburger- und Neidenburger Land beginnen. Mit Staunen, Hochachtung und Dankbarkeit empfangen wir eine Hilfsbereitschaft, die unter derartig außergewöhnlichen Umständen kaum denkbar erschien.

Natürlich war der Drang am stärksten, zuerst den Ort aufzusuchen, an dem wir bis zur Flucht unsere Kindheit verbrachten. So begann unsere Spurensuche in Theerwisch/Targowo Kreis Ortelsburg/Szczytno. Mein Gefühl beim Anblick des Grundstücks mit Wohnhaus, Stall und Hof, auf dem ich als Kind herumlief, kann ich mit den üblichen Begriffen, wie z. B. Wiedersehensfreude oder Verlustempfinden, nicht beschreiben. Auf jeden Fall war ich froh, dass die Gebäude, im Gegensatz zu einigen Nachbargehöften, die Kriegswirren überstanden hatten. Erinnerungen an zahlreiche Erlebnisse überwältigten mich und rückten aneinandergereiht ins Bewusstsein. Beim Betreten des verwilderten Hofes vermisste ich das Tierleben, besonders meine geliebten Kokossys, die ich gern täglich betreute. Am Gartenrand stand noch der Birnbaum, der jedes Jahr fleißig kleine, wohlschmeckende Gurszky lieferte. Eingedeutscht hießen die Früchte bei uns Kindern *Kruschken* und zur Verdeutlichung ihrer Größe auch *Furzkruschken*. Im reparaturbedürftigen Wohnhaus befand sich sogar ein Tante-Emma-Laden. Im

selben Raum war auch der Kolonialwaren-Laden meines Vaters. Da die Besitzerin kein Deutsch verstand, baten wir nicht um eine Wohnhaus-Besichtigung und machten sie auch nicht darauf aufmerksam, dass ich im linken Raum des Stalles kurz vor der Flucht eine Wanne mit Geschirr verbuddelt hatte. Wahrscheinlich schlummert sie noch heute dort. Ich habe nichts dagegen, wenn einer der Leser es den jetzigen Besitzern mitteilt.

Beim Gang durch das Dorf wurde mir bewusst, dass sich mein alltägliches Leben in einem auffallend kleinen Bereich abspielte. In der Erinnerung erschiene mir der dörfliche Raum viel weitläufiger und die Entfernungen größer. Beim Anblick des Schulgebäudes dominierten unangenehme Empfindungen. Aus Mangel an Lehrern während des Krieges unterrichteten unausgebildete Arbeits-Maiden, die bei fehlender Autorität gegenüber uns Lorbassen sich mit Prügelstrafen über Wasser hielten. So empfand ich selbst als guter Schüler den Umgang der mädchenhaften, unreifen Maiden mit den Schülern als menschenunwürdig. Naturverbunden fühlte ich mich in der Schule auch in meiner selbstbestimmten Bewegungsfreiheit in der nah gelegenen, offenen Wiesen- und Seen-Landschaft eingeschränkt. Gern erwähne ich noch, dass wir auch eine hervorragende Lehrerin hatten, Frau Lina Schilling, die aber vorwiegend die höheren Klassen unterrichtete, die ich wegen des Besuches des Hindenburg-Gymnasiums in Ortelsburg nicht absolvierte.

Mehrere nicht neu gestaltete Bauerngehöfte bezeugten den ursprünglichen Dorfcharakter. Zu zwei von ihnen hatte ich fast täglich Kontakt. Bauer Plotzki war unser Nachbar, dessen frei laufendes Federvieh auch unseren Hof aufsuchte und mir den Spaß lieferte, Hahnenkämpfe zu beobachten. Beim Bauern Zimmek holte ich ab dem 5. Lebensjahr fast täglich Milch und half auch bei

der Kartoffelernte. Beim Entdecken der Alten Schmiede hielt ich inne und lockte schöne Erinnerungen in mein Gedächtnis. Es war spannend, den Schmied Löwe bei der Bearbeitung des glühenden Eisens und dem Beschlagen der Hufe zu beobachten. Der im Dorf weit hörbare, wunderbare Klang des Amboss war, wie das Quaken der Poggen, Musik in meinen Ohren. Abstecher in die nahe gelegene, bewaldete Seen-Landschaft weckten Erinnerungen an abenteuerliche Natur-Erlebnisse, wie ich sie in meinem Buch *Drei Lorbasse und ein Marjellchen* beschrieben habe.

Eine masurische Familie in Theerwisch lud uns zum Plinsen-Essen ein. So nannten wir die Kartoffelpuffer. Kontakt hatten wir im Ort praktisch nur mit Deutschen mit Gesprächen in vertrauter, masurischer Ausdrucksweise, obwohl in Polen damals die Benutzung der deutschen Sprache in der Öffentlichkeit verboten war. Im Einklang mit unseren Erlebnissen in der Seen-Landschaft hatte ich anhaltend das Gefühl, mich nicht in Polen zu befinden, sondern im ursprünglichen, heimatlichen Masuren. Mit einem meiner Gesprächspartner besuchte ich im Krieg gleichzeitig die Volksschule. So konnten wir Erfahrungen mit von uns beiden gekannten Lehrkräften austauschen. Nach dem Krieg machte er zusammen mit polnischen Schülern den Schulabschluss in polnischer Sprache. Die deutsche Sprache wurde in den Jahren nicht gelehrt. Besonders beeindruckend waren die menschlichen Begegnungen. Zu jener Zeit lebten dort noch zahlreiche autochthone Masuren. Auch in Theerwisch hatten wir das Glück, mit mehreren von Ihnen Kontakt aufzunehmen und etwas über ihr Leben zu erfahren. Die meisten sind nach der polnischen Besetzung dort nicht freiwillig geblieben. Viele wurden auf der Flucht von den Russen

wieder nach Hause beordert. Nach anfänglichen Feindseligkeiten zwischen den aus den Ostgebieten eingewanderten Polen und den eingessenen Deutschen war inzwischen eine friedlichere Zeit angebrochen. Der polnische Staat erklärte die Deutschen zu den sog. *Masurski Autochtoni*, die ihre deutschen Papiere gegen polnische Dokumente eintauschen mussten. Er benötigte tatkräftige deutsch-masurische Landwirte, Handwerker und Fachkräfte zum Wiederaufbau. Deshalb ließ die Regierung sie nicht ausreisen. Ausreise-Anträge wurden bis zum Beginn der 70er Jahre meist abgelehnt. Nach einer unbequemen Nacht in einem kleinen Zelt begaben wir uns auf die Spurensuche nach unseren Vorfahren im Neidenburg/Nidzica. Pilgramsdorf/Pielgrzymowo, der Heimatort unserer Mutter, war die erste Station. Ihr Vater, Julius Meyke, mein Opa, war ein waschechter masurischer Bauer mit einem großen, von Stallungen und einer Scheune umgrenzten Hof. Pferde waren sein ganzer Stolz, besonders zwei Trakehner. Während meines längeren Besuches in den Ferien durfte ich mit und auf ihnen zur Weide reiten. Mit solchen Bildern und Erinnerungen im Kopf stand ich nach einem Viertel-Jahrhundert vor Opas Grundstück. Mit einem Blick auf das Foto wird man meine Enttäuschung verstehen. Sie wurde nicht durch die naturnahe Vegetation der üppig wachsenden Wildpflanzen hervorgerufen, sondern durch den erbärmlichen Zustand der Gebäude, das verfallene Wohnhaus und die kläglichen Reste der Stallungen und Wirtschaftsgebäude. Das Haus war zwar bewohnt, man sah aber keine Haustiere. Es stimmte mich traurig, weil offensichtlich ein einst florierender landwirtschaftlicher Betrieb seinen Geist aufgegeben hat. Auf dem Grundstück meines Opas hockte ein kleiner Junge. Er machte auf mich den Eindruck, dass er sich in diesem abgeschiedenen Ort wegen Mangel an An-

regungen langweilte. War ich als Kind vielleicht in einer ähnlichen Situation? Mag sein, es ist aber auch bei Kindern entscheidend, was sie daraus machen. Langeweile kannte ich nicht. Wir waren eine Handvoll naturliebender Kinder, die ihre wundervolle masureische Umwelt als Abenteuer-Spielplatz nutzten. Während ich derartigen Gedanken nachhing, zeigte sich eine Kindergruppe auf dem Dorfplatz. Sie erinnerte mich an das Freundschafts-Quartett während meiner Kindheit in Theerwisch.

Trotz mancher Entbehrungen könnten auch sie in Naturverbundenheit glücklich aufwachsen, falls es ihnen gelingen sollte, die vielfältigen Möglichkeiten der unverändert reizvollen Umgebung für ihre Aktivitäten zu nutzen. Es war amüsant zu beobachten, wie sich die Kinder unserem Standort näherten, nicht wie dreibastige Gören, sondern mit schüchterner Neugier. Es gelang uns, sie an das Auto zu locken und mit Süßigkeiten zu erfreuen.

In meinem Geburtsort Frankenau hatte ich nur schwache Spuren hinterlassen, wie ich dort nur im Vorschulalter lebte. Ich konnte mich nur an die Bauern-Familie Kondritz erinnern. Die beiden Töchter hatten an mir einen Narren gefressen und betätigten sich gern als Kindermädchen. Manche Ereignisse kannte ich nur aus den Erzählungen und Beschreibungen meiner Mutter. Zum Beispiel folgendes Ereignis: Als ich stundenlang nicht auffindbar war, hatten meine Eltern befürchtet, dass ich in den nahe gelegenen Teich gefallen wäre. Später stellte sich heraus, dass die beiden Marjellchens mich ohne Wissen meiner Eltern im Kartoffelsack aufs Feld geschleppt hatten. Ich hatte vergessen, meine Mutter zu fragen, ob man damals in Frankenau noch keine Sportkarren kannte und den lauffaulen Nachwuchs noch in Kartoffelsäcken von A nach B transportierte. Mit Hilfe der Beschreibungen meiner Mutter fanden wir

auch das Haus, in dem unser Vater einen Kolonialwaren-Laden gepachtet hatte. Es war auch mein Geburtshaus. An der Vorderfront war noch erkennbar, wo das Namensschild hing.

Der letzte Besuch galt meinem gleichaltrigen Cousin Reinhard Iwannek mit seiner Familie. Der elfjährige Reinhard war mit seinen Angehörigen auf der Flucht im Pferdewagen von russischen Soldaten überholt und zurückbeordert worden. Der bis 1945 von seinen Eltern bewirtschaftete Hof in Kandien war aber abgebrannt. Glücklicherweise waren die Gebäude auf dem Bauern-Grundstück der Eltern seiner Mutter unbeschädigt. So fanden sie dort Unterkunft. Nach dem Tod seines Vaters gründete Reinhard eine Familie und bewirtschaftete den Hof mit Erlaubnis der polnischen Behörden. Zur Zeit unseres Besuches lebten dort noch seine Mutter, seine Frau und drei gemeinsame Kinder.

Die gesamte Familie bereitete uns einen herzlichen Empfang. Da wir uns dort zwei volle Tage aufhielten, erfuhr ich einiges über die Lebensweise der Familie. Die drei Kinder besuchten die polnische Schule, wie ihre Eltern in den vierziger Jahren. Die deutsche Sprache wurde nicht gelehrt. Verblüfft und enttäuscht musste ich schweren Herzens akzeptieren, dass ich mich mit den Kindern nicht unterhalten konnte. Sie beherrschten nur die polnische Sprache. Ich hielt es für ein unverantwortliches Versäumnis, die Kinder nicht zweisprachig aufwachsen zu lassen. Das Verbot der deutschen Sprache galt doch nur in der Öffentlichkeit. Nach dem Grund solchen Verhaltens habe ich nicht gefragt, weil ich befürchtete, den Eltern Vorwürfe zu machen und die Gastfreundschaft zu trüben. Mir ist nicht bekannt, wie sich die Mehrheit der masurischen Familien im Umgang mit der deutschen Sprache verhalten hatte.

Mein Cousin wollte mit seiner Familie nicht in Masuren bleiben. Seine Ausreise-Anträge lehnte man zunächst mehrmals ab und bewilligte sie erst in den siebziger Jahren.

Am Tag vor unserer Abreise lud Familie Iwannek Verwandte und masurische Freunde ein. So gab es noch eine unvergessene,

feucht-fröhliche Abschiedsfeier. Als Festessen servierte man vor allem gebratene Süßwasser-Fische. Einem der Gäste gestatteten die Behörden einen Fischerei-Betrieb. Als Getränke genossen wir Piwo (Bier) und ein Gemisch von sehr hochprozentigem Schnaps mit einer brauseartigen Flüssigkeit. Oskar und ich hielten uns beim Trinken zurück, weil wir am nächsten Tag nach Hause fahren wollten. Bis weit in die Nacht hinein konnten wir erleben, wie Masuren feiern. Nach der Feier war niemand mehr in der Lage, den Heimweg anzutreten. Mein Bruder und ich durften im Bett schlafen. Alle anderen Erwachsenen hatten es sich im Wohnzimmer auf dem Teppichboden oder auf einem Sofa bequem gemacht.

Auf dem Weg zur Toilette musste ich das Wohnzimmer durchschreiten. Es war zappenduster. Trotz staksigem Gang konnte ich es nicht vermeiden, Schnarcher und Schnapsdrosseln mit meinen nackten Füßen zu berühren. Alle waren so beduselte, dass sie nichts merkten. Die Rückfahrt überstanden wir nur, indem wir uns als Fahrer häufig abwechselten und als Beifahrer ein kurzes Nickerchen machten.

Das Besondere auf dieser Tour in das Ortelsburger und Neidenburger Land waren die zahlreichen Begegnungen mit autochthonen Masuren, die ich bei späteren Besuchen nur ausnahmsweise traf.

INHALT

- 3 *Der Internationale Tag der Muttersprache*
- 9 Siegfried Burghardt: *Winter 1944/45 in Kolberg*
- 20 Grzegorz Supady: *Janusz Malleks Buch Zanik ludu mazurskiego jetzt in deutscher Übersetzung*
- 27 Stefan Pioskowik: *Diese Zeilen, Kranich heißt dieses Tier*
- 28 Arkadiusz Łuba: *KAMILA URZĘDOWSKA ALS
EINE DER EUROPEAN SHOOTING STARS 2024
Junge schauspielerische Talente auf der 74. Berlinale*
- 31 Siegfried Burghardt: *Begegnungen auf meinen Spuren in
Masuren (Erinnerungen)*

Die Veröffentlichung gibt nur die Meinung der Autoren wieder und kann nicht mit dem offiziellen Standpunkt des Ministers für Inneres und Verwaltung gleichgesetzt werden

IMPRESSUM

Die MASURISCHE STORCHENPOST erscheint monatlich.
Bezug über: Stowarzyszenie Mazurskie
Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn.
Tel.: +48 606 68 02 18; Email: barbara.willan@gmail.com
www.stowarzyszeniemazurskie.pl/de

Herausgeber: Masurische Gesellschaft e.V.,

Redaktion:

Barbara Willan (leitende Redakteurin),
Ewa Dulna (Website-Redakteurin)

Masurische Storchepost" (Mazurska Poczta Bociania), pismo Stowarzyszenia Mazurskiego, wpisane 13.05.1991 do rejestru czasopism. Ukazuje się od października 1990.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:
BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie
Numer rachunku: 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

Für das Ausland:

IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996
BIC: PKO P PL PW

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen.

Herstellung: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych
MIRDRUK, 10-080 Olsztyn, ul. Profesorska 9

Die Zeitschrift wird vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, aus Subventionsmitteln des Innen- und Verwaltungsministers der Republik Polen und von der Stiftung für die Entwicklung Schlesiens finanziell unterstützt.

Czasopismo jest wspierane finansowo przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec, ze środków dotacji Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej oraz Fundację Rozwoju Śląska.



**Kamila Urzędowska als Jagna in „Chłopi” (Die Bauern), PL 2023,
Regie: Dorota Kobiela-Welchman& Hugh Welchman, © Next Film
S. 28**

SIEGFRIED
BURGHARDT

AUTOBIOGRAFIE



Im Westen war die Sonnenseite

FLUCHT ZWISCHEN ZWEI FRONTEN

Winter 1944/45 in Kolberg. S. 9

„Authentisch beschreibt der Autor die letzten Monate des Krieges, die Flucht und das Leben dannach, wie er es als Junge erlebt und empfunden.“

